

Qualitative und Quantitative Zugänge: Eine integrative Perspektive

Kai-Uwe Schnapp/Delia Schindler/Thomas Gschwend/Joachim Behnke

1. Das Methoden-„Schisma“ in der empirischen Sozialwissenschaft

Das vorliegende Buch vereint neuere qualitative und quantitative Strategien und Verfahren zur Analyse von Daten (empirischen Informationen). Damit setzt sich das Buch von der weitgehend üblichen Publikationspraxis ab, die außerhalb umfassender Lexika (Lewis-Beck et al. 2003; Kriz et al. 1994) qualitative und quantitative Methoden nicht zwischen denselben zwei Buchdeckeln behandelt.

Nach wie vor gibt es eine Diskussion um die Frage, ob es zentrale Unterschiede in den epistemologischen Grundlagen und Annahmen zwischen qualitativen und quantitativen Vorgehensweisen gibt (Reichertz 2000; Adcock/Collier 2001; Brady et al. 2004; Steinke 1999; Seipel/Rieker 2003; Kelle 2004). Gleichzeitig sind ausgedehnte und mitunter vehement geführte Debatten über die „wirklich“ gegenstandsangemessenen Verfahren für die Sozialwissenschaften nach wie vor zu beobachten. Erscheinen die Motive, aus denen diese Debatten geführt werden, nicht immer ausschließlich der Sorge um den wissenschaftlichen Fortschritt geschuldet und lässt sich an der Ergiebigkeit dieser Debatten oft mit guten Gründen zweifeln, so ist es sicherlich noch bedauerlicher, wenn diese Debatten erst gar nicht stattfinden und jede Seite für sich bleibt, ohne die andere zur Kenntnis zu nehmen. Denn fernab dieses leider oft ideologisch gefärbten Richtungsstreits erscheint es als Selbstverständlichkeit, dass die komplexe Beschreibung und Analyse eines beliebigen Gegenstandes die Einnahme mehrerer Beobachtungsperspektiven nötig macht. So wie etwa ein Kunde auf dem Markt sich der Qualität einer Frucht beim Obsthändler durch Befühlen, Riechen, Schmecken, Schälen usw. zu versichern versucht, sollte es auch bei der Annäherung an jedwede Forschungsfrage als vernünftig angesehen werden, unterschiedliche Forschungsperspektiven einzunehmen, mit unterschiedlichen Instrumenten zu beobachten und das Protokollierte mit unterschiedlichen Methoden auszuwerten. Dabei ist die Frage weniger, ob im Zuge eines Forschungsprozesses sowohl qualitative als auch quantitative Verfahren zum Zuge kommen. Wir haben den Eindruck, dass dies in der Praxis der Forschung häufig der Fall ist. Die Frage ist vielmehr, inwieweit dies der Forscherin selbst bewusst ist und inwieweit dies dementsprechend im Rahmen einer methodenkritischen Reflexion explizit gemacht wird.

Die Differenz zwischen weit verbreiteter Diskussions- und Darstellungspraxis einerseits und der tatsächlich gelebten Praxis andererseits sind für uns Anlass, in dieser Einleitung darauf einzugehen, warum wir es für richtig halten, Verfahren beider Forschungstraditionen in einem Band zu bündeln. Dabei geht es vor allem um die Thematisierung der Ursachen für das Schisma und die Andeutung von Möglichkeiten seiner Aufhebung.

Natürlich können wir diese Probleme, die gegenwärtig vielerorts diskutiert werden, hier nicht abschließend klären. Wir können und wollen aber zeigen, warum es sinnvoll ist, Verfahren beider empirischer Forschungstraditionen gemeinsam darzustellen. Nach der

Diskussion trennender und verbindender Elemente der beiden Forschungstraditionen enthält die vorliegende Einleitung Aussagen zu Zielgruppen und Verwendungsmöglichkeiten des Buches, Auswahlkriterien für die enthaltenen Methoden und Verfahren, Erläuterungen zur einheitlichen Grundstruktur der Artikel sowie eine Synopse der vorgestellten Verfahren.

2. *Trennendes und Verbindendes zwischen quantitativer und qualitativer Perspektive*

Die Unterschiede der beiden Forschungstraditionen qualitativer und quantitativer Methoden, aber auch ihre Überschneidungen und Gemeinsamkeiten, lassen sich anhand mehrerer Merkmalsdimensionen benennen. Die wichtigsten hiervon sind Erkenntnisziele, epistemologische Grundlagen, relatives Gewicht von Theorieprüfung und Theorieentdeckung und Kriterien guter Forschung.

2.1. Erkenntnisziele

Die Ursachen des Schismas scheinen auf den ersten Blick vor allem in unterschiedlichen Erkenntniszielen der Perspektiven zu liegen.

Als Ziel qualitativer Forschung gilt in der Regel der verstehende Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns von sozialem Handeln, die Beschreibung von Handeln und Milieus oder der Versuch der Rekonstruktion von Tiefenstrukturen und Regeln gesellschaftlichen Handelns (Seipel/Rieker 2003: 189; Lamnek 1995; Mayring 2002). Es geht also um die systematische Suche nach theoretischen Beschreibungen sozialer Prozesse und Strukturen (Steinke 1999: 19 ff.). Eine neuere US-amerikanische Debatte bringt das unter dem Begriff der „causal process observation“ auf die Formel, dass es bei qualitativer Forschung oft darum gehe, kausale Prozesse in ihren Feinstrukturen zu untersuchen (Brady 2004; Brady et al. 2004). Hinter „causal process observation“ verbergen sich dabei in erster Linie Forschungsdesigns, bei denen es nicht um die massenhafte mustervergleichende Analyse von Phänomenen, sondern um das detaillierte Studium einzelner oder weniger Fälle geht mit dem Ziel der Entwicklung von Theorien oder des Aufdeckens von Kausalmechanismen.

Quantitative Forschung ist dagegen vor allem dem Ziel der Theorieprüfung verschrieben. Die eigentlich wissenschaftliche Arbeit besteht in dieser Tradition darin, wie auch immer generierte Hypothesen auf ihren Wahrheitsgehalt oder ihre Realitätsangemessenheit hin zu überprüfen. In der eben erwähnten US-amerikanischen Debatte wird hier von „data set observations“ gesprochen, womit gemeint ist, dass auf der Basis der standardisierten Beobachtung größerer Fallzahlen Regelmäßigkeiten gesucht werden, die im Rahmen vorhandener Theorien kausal interpretiert werden sollen.

2.2. Epistemologische Grundvorstellungen

2.2.1. Wissenschaft als Konstruktion

Die genannten Unterschiede der Erkenntnisziele entspringen nicht willkürlichen Setzungen der jeweiligen Forschenden, sondern sie sind in tiefer liegenden erkenntnistheoretischen Differenzen begründet, vor allem in unterschiedlichen Grundannahmen über Erkenntnismöglichkeiten und -wege.

Quantitative Forschung gründet in der Regel in Vorstellungen des Positivismus oder kritischen Rationalismus. Das heißt vor allem, dass davon ausgegangen wird, dass „realistische“ Abbilder der Welt möglich sind. Unter „realistisch“ wird dabei verstanden, dass Abbildungen der Welt möglich sind, die bestimmte charakteristische *Strukturmerkmale* der Welt erhalten, so wie sie „tatsächlich“ ist. Die Annahme der Möglichkeit „realitätsnaher“ Abbildung meint also nicht die Möglichkeit „korrekter“ punktueller Abbildung einzelner Gegenstände oder Sachverhalte. Vielmehr wird angenommen, dass es möglich ist, das unter einer gegebenen Forschungsfrage relevante Geflecht der Beziehungen zwischen der Gesamtheit der interessierenden Objekte von der Realität in eine angemessene Abbildung zu übertragen. Dieses Abbild muss folglich keineswegs dem Original in einem trivialen Sinne ähnlich sein. Es müssen jedoch innerhalb der Abbildung Relationen vorhanden sein, die den Relationen innerhalb des Originals äquivalent sind. Das heißt auch, dass die konkrete Form der Abbildung und damit auch des Abbilds keineswegs durch die „Gestalt“ des Originals determiniert ist. Je nachdem, welcher Aspekt des Originals abgebildet werden soll, lassen sich viele verschiedene Formen der Abbildung vorstellen. Wie weit diese in der Gestalt vom Original abweichen können, wird deutlich, wenn man etwa an Sprache als einen Basismodus der Abbildung denkt. Die Schriftsprache verwendet ein hochabstraktes Symbolsystem, um Beobachtungen von Realität festzuhalten. So hat das Wort „Baum“ keinerlei Ähnlichkeit mit dem Gegenstand der Wirklichkeit, den wir damit bezeichnen, genau so gut könnten wir für den gleichen Sachverhalt die Worte „arbor“, „tree“ oder „kxml“ verwenden. Die symbolische (sprachliche) Abbildung erfolgt rein nominalistisch, d.h. die begrifflichen Abbilder sind beliebig austauschbar. Aber die Relationen zwischen den Begriffen müssen denen zwischen den damit in der Wirklichkeit bezeichneten Gegenstände entsprechen. Ein „Baum“ ist eben kein „Haus“, weil sich die Gattung der realen Gegenstände, die wir mit dem ersten Begriff bezeichnen, auf charakteristische Weise von der Gattung der realen Gegenstände, die wir mit dem zweiten bezeichnen, unterscheidet.

Vom kritischen Rationalismus wird also durchaus gesehen, dass die Abbilder nicht nur von der Qualität der abgebildeten Welt, sondern auch von Eigenschaften des Bildverfahrens (der Messung) und der dem Bildverfahren zugrunde liegenden Theorie abhängen. Darüber hinaus wird festgestellt (etwa Kriz 1981: 267-268), dass wir im Prinzip nicht über Methoden als geprüfte und für sicher befundene Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Zieles (einer bestimmten Abbildung) verfügen, sondern lediglich über mehr oder weniger plausible Erhebungs- und Auswertungsmodelle. Mit dieser Begriffsverwendung will Kriz deutlich machen, dass wir im Prozess der Erhebung und Analyse von Daten Dutzende von Entscheidungen treffen, die alle das Ergebnis beeinflussen (können) und eben nicht einer geprüften Methode folgen, die uns mit Sicherheit ans richtige Ziel führt. Implizit stellt er damit auf den Konstruktionscharakter von Erkenntnis ab. Diese Konstruktionen sind jedoch keineswegs beliebig. Zum einen hängt es von der Fragestellung ab, welche Konstruktionen angemessen und welche weniger angemessen sind. Weiterhin erlegen einmal getroffene Entscheidungen innerhalb des Konstruktionsprozesses nachfolgenden Entscheidungen Beschränkungen auf. Schließlich muss die Konstruktion insofern in sich stimmig sein, als der innere Aufbau der Konstruktion nicht im Widerspruch zum inneren Aufbau des abgebildeten Ausschnitts der Wirklichkeit stehen darf. Ob wir bestimmte Objekte, die auf unserer Netzhaut alle einen ähnlichen Farbeindruck hervorrufen, als „rot“

oder „grün“ bezeichnen wollen, ist irrelevant, da die Namen in keiner Beziehung zu der von ihnen bezeichneten Qualität der Objekte stehen. Haben wir jedoch einmal die Farbe „rot“ vergeben, dann steht uns dieser Begriff nicht mehr zur Verfügung zur Kennzeichnung der Farbe aller Objekte, die einen „grünen“ Farbeindruck erwecken, außer, wir wären grundsätzlich bereit, auf die Unterscheidung von „roten“ und „grünen“ Objekten zu verzichten, was aber einen Informationsverlust bedeuten würde.

Qualitative Forschung geht grundsätzlich davon aus, dass uns die reale Welt nicht als Abbild zugänglich ist, sondern nur als Rekonstruktion. Letztere aber entspricht in hohem Maße dem Wahrnehmungsapparat und kann in keinem Falle als vom forschenden Subjekt unabhängig und objektivierbar angesehen werden. Klassische Wahrheitskonzepte, die von einem akteursunabhängigen Wahrheitskriterium ausgehen, werden daher abgelehnt (Schindler 2005; Steinke 1999). Soziales Handeln wird als gesellschaftliche Strukturen immer wieder rekonstruierendes, reproduzierendes ausgehandeltes Handeln angesehen, das nur bedingt stabilen Strukturen und Regelmäßigkeiten folgt. Eine berühmte Formulierung dieser Sichtweise stammt von Herbert Blumer (Blumer 1973). Sein „Symbolischer Interaktionismus“ besagt, stark verkürzt dargestellt, dass Menschen auf der Grundlage der Bedeutung agieren, die Dinge oder (soziale) Institutionen für sie haben, und dass sich diese Bedeutung in einem interpretativen Prozess herstellt und in ihm veränderbar ist. Daraus folgt, dass Handeln von innen heraus, also eben nicht aus einer unabhängigen und objektiven Beobachterposition heraus, verstanden und möglicherweise erklärt werden kann (Seipel/Rieker 2003: 50).

Sieht man also genauer hin, so scheinen selbst die Differenzen in der epistemologischen Grundlage der beiden Forschungstraditionen keineswegs so ausgeprägt zu sein, wie es in der Debatte oft erscheint. Qualitative Forschung, könnte man sagen, betont die konstruktivistische Weltsicht lediglich stärker als quantitative Forschung. Das Zustandekommen von Kooperation zwischen den beiden Lagern würde daher erleichtert werden, wenn explizit anerkannt wird, dass die Möglichkeit einer objektiven, also vom Beobachter unabhängigen Erkenntnis und Beschreibung der Realität nicht existiert. Ob standardisiert oder offen erhoben wird – immer ist die eigene Weltkonstruktion Angelpunkt aller Beobachtung, denn Erhebungs- und Auswertungsinstrumente enthalten notwendigerweise geronnenes Vorwissen und Erwartungen. Diese Aussage gilt für eine konstruktivistische, eine kritisch-rationalistische und für jede andere Art und Weise, sich einem Erkenntnisobjekt anzunähern. Damit ist die entscheidende Frage aber nicht mehr, ob wissenschaftliche Erkenntnis das Produkt eines Konstruktionsprozesses ist, sondern welche Konsequenzen sich aus der Einsicht in die Konstruiertheit jeder Erkenntnis ergeben.

Für qualitativ Forschende ist z.B. eine der Folgen des Konstruktionscharakters unserer Weltsichten, dass sie den Wahrheitsbegriff relativieren. Wenn alles Wissen über die Welt eine an gesellschaftlichen Regeln und Bedeutungen ausgerichtete Konstruktion ist, die bei anderen Regeln ihrer Generierung auch anders hätte ausfallen können, dann scheint es nicht angemessen zu sein, eine spezielle Konstruktion a-priori als Wahrheit höherer Qualität über andere zu erheben, wie z.B. wissenschaftliches Wissen über Alltagswissen.

Kritische Rationalisten räumen zwar ein, dass es prinzipiell unmöglich ist, sich der Wahrheit theoretischer Aussagen sicher zu sein, sie halten aber an der Wahrheit als „regulativer Idee“ fest. Daraus ergibt sich dann aber auch, dass Konstruktionen zwar als kontingent, nicht aber als beliebig angesehen werden. Sie unterliegen Restriktionen, die ihnen

durch die Wirklichkeit selbst auferlegt werden. Eine Konstruktion, d.h. eine wissenschaftliche Theorie, die den „wahren“ Charakter der Wirklichkeit völlig verfehlt, wird im „Überlebenskampf“ wissenschaftlicher Theorien keine Chance haben, weil sie sich als ungeeignet für die Erlangung relevanten Wissens über die Wirklichkeit erweisen wird. Der Anspruch, dass sich wirklichkeitsgestaltende Prinzipien möglichst adäquat in Theorien widerspiegeln sollen, steht im Einklang mit Sichtweisen der qualitativen Forschung. Gerade der Begriff „Rekonstruktion“ weist darauf hin, dass man keineswegs der Ansicht anhängt, die Wirklichkeit liege einfach vor und das sei dann alles, was man darüber sagen könne. Vielmehr geht man auch hier davon aus, dass sich die Wirklichkeit nach bestimmten Prinzipien *gestaltet*, eben denjenigen Prinzipien, die man bei der Rekonstruktion zu erfassen hofft.

2.2.2. Die relative Bedeutung von Theorienentdeckung und Theorienprüfung

Ziel- und erkenntnistheoretische Differenzen bringen ein deutlich unterscheidbares Verständnis von Zusammenhang und Rolle der einzelnen Phasen des Forschungsprozesses mit sich. Der kritische Rationalismus, wie bereits erwähnt der wesentliche erkenntnistheoretische Bezugspunkt vieler standardisiert-quantitativ arbeitender Forscher und Forscherinnen, sieht die Theoriefindung als intuitiven vorwissenschaftlichen Prozess an. Entdeckungs- und Begründungszusammenhang werden damit zu qualitativ unterscheidbaren Phasen eines Forschungsprozesses. Theorien entstehen außerhalb der eigentlichen wissenschaftlichen Tätigkeit, werden dann aber in harter empirischer Arbeit geprüft, so die gängige Vorstellung. Lohn der Forschungsanstrengungen sind Erkenntnisse über Regelmäßigkeiten in der uns umgebenden sozialen Welt. Verbunden mit alledem ist die Vorstellung der Replizierbarkeit von Beobachtungen wie der Schlüsse, die auf Basis der mit den Beobachtungen erhobenen Informationen zustande gekommen sind.

In der qualitativen Tradition werden Entdeckungs- und Begründungszusammenhang dagegen weitgehend als Einheit aufgefasst. Vor allem wird die Theoriefindung selbst als zentraler Bestandteil der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit empirischen Informationen angesehen, nicht nur ihre Prüfung.

Die unterschiedliche Sicht auf den Zusammenhang von Entdeckung und Begründung ist häufig Ursache für „atmosphärische“ Störungen, etwa wenn offen-qualitative Forschung ausschließlich als theorieentdeckend wahrgenommen und ihr damit implizit lediglich ein Dienstleistungsstatus gegenüber der standardisiert-quantitativ arbeitenden Forschung zugewiesen wird (etwa Meulemann 2002: 53-58). Aber hier muss Vorsicht walten: Die Zuordnung, quantitatives Forschen sei theorienprüfend und gehe daher deduktiv vor, qualitatives Forschen sei theorienentdeckend und gehe daher induktiv vor, ist irreführend. Denn auch in der Tradition der quantitativen Forschung gab es immer und gibt es eine starke Richtung, die die systematisch induktiv vorgehende Arbeitsweise für die typisch wissenschaftliche hält. Dies ist eine Tradition, die von Francis Bacon bis zu wichtigen Vertretern des so genannten Wiener Kreises wie Rudolf Carnap und Max Reichenbach reicht. Und in der Tat würden wohl die meisten von uns ohne Zögern einer Erkenntnis, die sich aus einem systematisch angelegten experimentellen Design ergibt, die somit induktiv gewonnen worden ist, einen höheren wissenschaftlichen Status zuschreiben als einer bloßen Intuition oder einer spontanen Eingebung und Erleuchtung. Letztere Art von Theorien, die auf archimedischen „Heureka“-Erlebnissen beruhen, bedürfen notwendig der

empirischen Bewährung, bevor man ihnen einen wissenschaftlichen Charakter zuspricht. Das gilt nicht im selben Maße für Theorien, die Ergebnis einer systematischen induktiven Vorgehensweise sind. In größeren wissenschaftlichen Projekten durchdringen sich daher für gewöhnlich induktive und deduktive, theorienentdeckende und theorienprüfende Elemente und die Forschungsergebnisse sind Produkte dieses Wechselspiels.

Die Gegensätze zwischen den beiden Forschungstraditionen sind also auch hier keineswegs diskret, sondern lediglich Ausprägungen auf einem Kontinuum, das die relative Bedeutsamkeit von Theoriefindung bzw. Theorieprüfung innerhalb des Forschungsprozesses wiedergibt. In diesem Unterschied der Schwerpunktsetzung, nicht aber des Prinzips, sehen wir einen weiteren Ansatzpunkt für Kooperation und Arbeitsteilung zwischen beiden Traditionen. Dabei mag qualitative Forschung dann in erster Linie als systematischer Weg zur Generierung von Theorien bzw. von Erklärungen für beobachtete Phänomene dienen, während quantitative Forschung vorrangig eingesetzt wird um zu prüfen, ob oder in welchen Grenzen die gefundenen Erklärungen als allgemeingültig angesehen werden können.

2.3. Theorieprüfung

Soweit Theorieprüfung und nicht Theorieentwicklung mit qualitativer Forschung betrieben wird, erfolgt diese mit einer explorativen Offenheit. Das bedeutet, dass niemals nur die Frage zur Untersuchung steht, ob eine zu prüfende Theorie richtig ist oder nicht. Vielmehr geht es immer auch darum, bestehende Theorien unmittelbar im Prozess der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material weiterzuentwickeln oder zumindest Ansatzpunkte für ihre Weiterentwicklung zu schaffen und den Kontext ihrer Genese und Geltung zu klären. Die auszuwertenden Beobachtungen sind daher auch oft Beobachtungen des Innenlebens sozialer Prozesse also Beobachtungen kausaler Prozesse. Die kausale Erklärung, das heißt die Erklärung der konkreten Wirkungsmechanismen, die von einem Ausgangszustand A zu einem Endzustand B führen, ist eines der zentralen Ziele der Theorieentwicklung. Dabei ist die Reichweite der Theorie zunächst zweitrangig.

Auch in der quantitativen Forschung gibt es explorative und die Theoriegenerierung anregende Verfahren. Von ihrer Existenz legt auch dieses Buch Zeugnis ab (etwa „Nicht- und semiparametrische Regression“). Des ungeachtet kann mit Fug und Recht festgestellt werden, dass das Ziel der Theorieprüfung die zentrale Rolle in der Logik quantitativer Forschung spielt. Quantitative Forschung geht also in der Regel hypothesenprüfend vor. Dazu werden nicht kausale Prozesse, sondern eine Vielzahl von Einzelfällen auf Regelmäßigkeitsmuster hin untersucht. Solche Muster werden auch dann kausal interpretiert, wenn keine vollständige empirische Beschreibung der kausalen Mechanismen, deren Vorhandensein unterstellt wird, gegeben werden kann. Durch die starke Orientierung am hypothesenprüfenden Vorgehen ist im strengen Sinne eine Erweiterung oder Änderung von Theorien im Verlauf des empirischen Analyseprozesses nicht möglich, lediglich eine (vorläufige) Bestätigung oder Ablehnung bereits bestehender Theorien.

Generalisierende Aussagen sind, wie erläutert, ein erwünschtes Ergebnis beider Forschungstraditionen, doch Generalisierung setzt die Abstraktion von den Einzelheiten voraus. Um aber den Fokus gezielt auf die wesentlichen Aspekte eines Gegenstands richten zu können, müssen die jeweils relevanten Einzelheiten bekannt sein. Sinnvolle und aus-

sagekräftige Generalisierungen setzen daher häufig eine eingehende, in die Tiefe gehende Kenntnis des Gegenstands voraus. Die Tiefgründigkeit der Ergebnisse qualitativer und die Generalisierbarkeit der Ergebnisse quantitativer Forschung sollten nicht als Dichotomie, sondern als Kontinuum begriffen werden. Forschungsarbeiten aus den beiden Traditionen besetzen auf diesem Kontinuum wiederum unterschiedliche Punkte.

2.4. Kriterien für gute Forschung

Aus den bis hier genannten Unterschieden ergeben sich unterschiedliche Kriterien für die Bewertung der Qualität einer Forschungsarbeit. In der quantitativen Forschung gelten Objektivität, Reliabilität und Validität als wichtige Kriterien. Ihre Erfüllung impliziert auch die Forderung nach der Sicherung der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit von Ergebnissen.

In der qualitativen Forschung, die bezüglich ihrer Gütekriterien bislang weniger kanonisiert ist als die quantitative Forschung, gelten neben der Viabilität (Lebensfähigkeit) einer Theorie Explikation und Reflexivität des Forschungsprozesses sowie Kontextbezogenheit und Angemessenheit (Indikation) der Mess- und Analyseverfahren als wichtige Kriterien. Intersubjektive Nachvollziehbarkeit von Prozess und Ergebnis wird ebenfalls explizit als Kriterium genannt (Steinke 1999). Darüber hinaus wird auf Offenheit gegenüber den Untersuchungspersonen und -situationen sowie auf Offenheit der Untersuchungsmethoden Wert gelegt. Wenn man diese Kriterien einhalten will, so ist vorausgesetzt, dass die Forschenden eine möglichst tiefgehende Kenntnis des Gegenstandes allgemein und der konkreten Untersuchungsfälle im Besonderen haben oder erlangen (Ragin et al. 2004).

Die Gegenüberstellung der Qualitätsvorstellungen macht deutlich, dass die Kriterien der qualitativen Forschung den Forschungsprozess in größerer Breite, aber mit einem Schwerpunkt auf der Analyse empirischer Informationen abdecken. Die Kriterien der quantitativen Forschung stellen dagegen in erster Linie auf die Erhebungsphase ab. Für die Analysephase sind die anzuwendenden Regeln eher implizit. So gilt es natürlich auch in der quantitativen Forschung, das den Daten angemessene Analyseverfahren zu verwenden (Indikation). Gemeinsam ist beiden Traditionen aber die Forderung nach einem reflektierten Umgang mit dem Erhebungs- und Analyseprozess. Das soll zum einen dazu beitragen, Artefakte zu vermeiden, zum anderen aber auch dazu, dass Forschende sich der Kontextabhängigkeit und Interpretationsoffenheit ihrer Ergebnisse bewusst bleiben.

2.5. Methodische Gemeinsamkeiten qualitativer und quantitativer Forschung

Bei aller Unterschiedlichkeit der Vorgehensweisen können zunächst folgende Gemeinsamkeiten qualitativer und quantitativer Forschungspraxis konstatiert werden:

- In beiden Traditionen wird mit empirischen Informationen gearbeitet. Diese Daten werden als theorieabhängige Konstruktionen aufgefasst, die keine „reinen“ Abbilder der realen sozialen Welt sind.
- Analysen in beiden Traditionen haben das Ziel, Erkenntnisse über gesellschaftliche Strukturen und Handlungen hervorzubringen, die über den konkreten Beobachtungsgegenstand hinausweisen. Auf dem Weg zur Erreichung dieses Ziels kommt keine der Traditionen vollständig ohne die Interpretation gemeinten Sinns aus.

Darüber hinaus gibt es in beiden Traditionen einen Konsens über einen Kern von Qualitätsanforderungen, denen „gute“ Forschung genügen muss. Diese Forderungen lauten:

- Forschungsergebnisse müssen intersubjektiv nachvollziehbar sein, d.h. es muss aus den Ergebnissen und der Dokumentation des Forschungsprozesses für Dritte erkennbar sein, wie die Forschenden zu ihren Ergebnissen gekommen sind.
- Generalisierungen sollten auf einer ausreichend tiefgehenden Kenntnis des Forschungsgegenstands beruhen.
- Forschende müssen die eigene Forschung kritisch reflektieren. Dies dient unter anderem der Entdeckung und Vermeidung von Artefakten, die durch Eigenheiten einer Vorgehensweise produziert wurden und die kein Äquivalent in der Wirklichkeit haben.

Die genannten Gemeinsamkeiten machen u.E. deutlich, dass ein großes Potenzial für Kooperation und Arbeitsteilung zwischen den Forschungstraditionen besteht. Auf keinen Fall aber kann wechselseitiges Ignorieren oder gar Negieren als kluge Strategie angesehen werden. Der Frage, unter welchen Umständen eine Kombination sinnvoll sein und wie sie vonstatten gehen kann, wollen wir uns im nächsten Abschnitt zuwenden.

3. Überwindung des Schismas – Möglichkeiten und Grenzen

„Das fortbestehende Schisma zwischen der qualitativen und der quantitativen Tradition empirischer Sozialforschung hat ... dazu geführt, dass in der Methodendiskussion zwischen beiden Lagern die wechselseitige (und oftmals sinnvolle) Kritik aneinander vorbei läuft und kaum aufeinander bezogen wird. Weil die Kritik der jeweiligen Gegenseite kaum je zum Anlass genommen wird, über die Schwächen und Methodenprobleme der eigenen Tradition zu reflektieren und nach Wegen zu suchen, wie diese Schwächen überwunden und die Probleme bearbeitet werden, bleibt eine der zentralen Funktionen kritischer Argumente ungenutzt, nämlich die Thematisierung von Methodenproblemen, deren Lösung methodischen und theoretischen Fortschritt erzeugen würde“ (Kelle 2004: 213). Eine solche selbstkritische Wendung der Paradigmenauseinandersetzung kann zunächst dazu beitragen, Methoden- und Validitätsprobleme, die sich in beiden Paradigmen ergeben, klarer zu erkennen. Der nächste Schritt wäre dann, die jeweils spezifischen Stärken der anderen Tradition anzuerkennen und sie zu nutzen, um Probleme adäquat bearbeiten zu können, die im methodischen blinden Fleck der eigenen Herangehensweise liegen.

Es ist offensichtlich, dass die Kombination von Forschungsstrategien an das Vorhandensein entsprechender Ressourcen gebunden ist. Die sinnvolle Bezugnahme aufeinander erfordert Personen, die nicht nur offen gegenüber, sondern auch kenntnisreich bezüglich der jeweils anderen Tradition sind. Die erfolgreiche Anwendung unterschiedlicher Verfahren bei einem kombinierenden oder arbeitsteiligen Vorgehen bedarf in der Regel der Spezialisten aus beiden „Lagern“. Unabhängig vom Vorhandensein dieser Ressourcen kann nicht erwartet werden, dass die Verbindung von Erhebungs- und Auswertungsstrategien beider Traditionen ein Allheilmittel für sämtliche Probleme empirischer Forschung ist. Aber sie kann als ein wichtiger Weg zur gleichzeitigen Verbreiterung und Vertiefung von Erkenntnissen angesehen werden. Dieses Ergebnis wird jedoch nur eintreten, wenn die unterschiedlichen Potenziale angemessen, das heißt für die richtigen Probleme genutzt

und Daten und Erkenntnisse sinnvoll aufeinander bezogen werden. So wie es in der „traditionsinternen“ Forschung nicht darum gehen kann, mit irgendwelchen Verfahren irgendwelche Ergebnisse zu erzielen, muss natürlich auch bei traditionsverbindender Forschung das klar definierte Forschungsproblem am Anfang stehen, aus dem abgeleitet werden kann, was wie zu kombinieren ist. Die zentrale Frage muss also lauten: Wann ist Kombination oder Integration bzw. wann ist Arbeitsteilung indiziert? Kombination/Integration dürften um so erstrebenswerter sein, je mehr die Erforschung konkreter Kausalmechanismen (Theorieentwicklung) einerseits und die Prüfung der Existenz diesen Mechanismen entsprechender Regelmäßigkeiten andererseits in einem Forschungskontext parallel behandelt werden sollen. Ist dies der Fall, dann kann Kooperation nach Seipel und Rieker (2003) wie auch Flick (2004) verschiedene Formen annehmen. Für eine weitgehende und hohe Anforderungen stellende Form der Kombination steht eine der klassischen Studien der empirischen Sozialforschung, die Marienthalstudie (Jahoda et al. 1975). Häufiger werden sicher Formen des weniger stark ausgeprägten Neben- oder Nacheinanders eine Rolle spielen. Als Beispiel mag etwa die Untersuchung der Antwortbereitschaft in einer Telefonbefragung durch eine Konversationsanalyse genannt sein. Die Fortsetzung quantitativer Forschung mit qualitativen Mitteln findet man wiederum paradigmatisch in einer klassischen Studie, nämlich den Untersuchungen zur autoritären Persönlichkeit (Adorno 1973: 15-17). Hier wurden Ergebnisse quantitativer bzw. standardisierter Befragungen genutzt, um Personen für eine qualitative Nachfolgestudie auszuwählen, mit der dann gezielt forschungsrelevante Merkmalskombinationen untersucht werden sollten. Die Umkehrung dieser Reihenfolge findet sich natürlich in jedem Design, in dem qualitative bzw. nichtstandardisierte Forschung genutzt wird, um Theorien bzw. Erklärungen zu generieren, die im Anschluss mit Hilfe standardisiert-quantitativer Verfahren auf ihre allgemeinere Gültigkeit hin geprüft werden sollen. Eine Form der Kombination, die aus der zeitlichen Ordnungslogik ausbricht, besteht in der Analyse von Daten aus Erhebungsinstrumenten der jeweils einen mit Analyseverfahren der anderen Forschungstradition. Dabei ist allerdings klar, dass der qualitativen Analyse standardisierter Daten relativ enge Grenzen gesetzt sind, denn Informationsvielfalt, die einmal durch Standardisierung beschnitten wurde, ist durch kein Analyseverfahren wiederherstellbar, während zu jeder Zeit eine größere Informationskomplexität durch standardisierende Zwischenschritte für eine quantitative Analyse erschlossen werden kann.

Die Frage nach Mit- oder Nebeneinander der Methodentraditionen kann auch gestellt werden als die Frage danach, wie die Ergebnisse der beiden Vorgehensweisen jeweils aufeinander bezogen werden können. Für die Beantwortung dieser Frage ist entscheidend, ob man davon ausgeht, dass sich qualitative und quantitative Verfahren grundsätzlich auf den gleichen Gegenstand oder den gleichen Aspekt eines Gegenstandes beziehen können, oder ob man die Position einnimmt, dass genau dies nicht möglich ist. Für Befürworter ersterer Position wird die Bezugnahme bis hin zur wechselseitigen Validierung von Forschungsergebnissen gehen können. Vertreter der zweiten Position werden hier verhaltener sein, und vor allem erwarten, dass die unterschiedlichen Vorgehensweisen komplementäre Erkenntnisse über einen Gegenstand hervorbringen werden (Kelle 2001). Dementsprechend verweist Flick darauf, dass es nicht einfach um eine pragmatische Verknüpfung verschiedener Methoden gehen könne, sondern dass für eine erfolgreiche Verknüpfung theoretische und metatheoretische Hintergrundannahmen berücksichtigt werden müssen

(Flick 2004:21). Unter Berücksichtigung dieser Warnung können von der parallelen oder sequentiellen Kombination beider Perspektiven unter anderem folgende Erträge erwartet werden:

- Durch den Einsatz qualitativer Methoden können schwer interpretierbare oder kontraintuitive statistische Ergebnisse erklärt werden, indem etwa lokales Wissen aus dem Untersuchungsfeld aufgedeckt wird.
- Durch den Einsatz qualitativer Methoden kann die Identifikation von Variablen möglich werden, die unerklärte Varianzen eines quantitativen Designs aufklären. Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn bei einer Fragebogenstudie der Verdacht auf die Existenz unbekannter intervenierender Einflüsse entsteht, dem dann etwa mit Gruppen- oder narrativen Interviews nachgegangen würde.
- Durch den Einsatz quantitativer Studien kann die Geltungsreichweite qualitativ entwickelter Kategorien und Typologien ermittelt werden, d.h. der enge raumzeitliche Bezug des qualitativen Vorgehens überwunden und zur Verallgemeinerung von Aussagen beigetragen werden.
- Quantitative Studien können die Fallauswahl und Fallkontrastierung bei qualitativen Vorgehen verbessern helfen, da sie die gezielte Suche nach Untersuchungseinheiten mit gewünschten Merkmalskombinationen ermöglichen.

Wird das Kooperationsideal als Forderung nach einheitlichen Standards formuliert, dann müssen diese Standards auf einer abstrakteren Ebene als der von Objektivität, Reliabilität und Validität aufgestellt werden. Als diese höhere Ebene eignen sich nach unserer Einschätzung Forderungen wie die nach Sicherung intersubjektiver Nachvollziehbarkeit von Forschungsprozess und -ergebnis, die Forderung nach einer reflexiven Forschungspraxis und die Forderung nach Prüfung der Indikation von Erhebungs- und Analysestrategien. Objektivität, Reliabilität, und Validität als Kriterien der klassischen Messtheorie sind diesen abstrakteren Kriterien als Konkretisierung für eine bestimmte Forschungsrichtung subsumierbar.

Fasst man diese Diskussion zusammen, so lässt sich mit Seipel und Rieker (2003: Kap. 6) feststellen, dass die Kombination von Forschungsstrategien beider Paradigmen in jedem Falle zu einer Erweiterung des Blickwinkels auf einen Forschungsgegenstand und damit zu einer umfassenderen Erkenntnis des Gegenstandes führen kann. Genau in dieser Ausweitung der Perspektive, und weniger in einer wechselseitigen Validierung der Forschungsergebnisse, wird auch der Hauptgewinn der „Zusammenarbeit“ gesehen (Flick 2004, Seipel/Rieker 2003). Unterschiedliche Ansprüche und Hintergründe der beiden Traditionen sollten dabei nicht als notwendiges Übel, sondern eher als Zugewinn betrachtet werden. Denn genau in diesen Unterschieden liegt die Chance auf eine Ausweitung der Beobachtungsperspektive.

Um diese Möglichkeiten des Mischens und Kombinierens verschiedener Verfahren aus verschiedenen Forschungstraditionen im größtmöglichen Maße nutzbar zu machen, scheint uns eine pragmatische Grundhaltung und eine möglichst offene und unverstellte Herangehensweise der Forscherin an ihre Forschungsfrage wünschenswert. Keine vernünftige Forscherin, jedenfalls wollen wir von dieser Einschätzung der eigenen Profession ausgehen, nähert sich ihrem Forschungsgegenstand mit der Haltung: „Wie gehe ich als quantitative (d.h. empirisch-analytische-nomologisch-deduktive) Forscherin vor?“ bzw. „Was sollte ich als Hermeneutikerin hier tun?“ Vielmehr wird und sollte ihre Annäherung

folgendermaßen vor sich gehen: „Was ist meine Frage und was sind angemessene Vorgehensweisen, sie zu beantworten?“ Je nach Art des Forschungsgegenstands werden sich dabei der Forscherin im einen Fall eher quantitative Verfahren, im anderen Fall eher qualitative Verfahren als „natürlich“ erscheinende Lösungen zur Behandlung ihres Forschungsproblems anbieten. Die Kombination qualitativer und quantitativer Forschungsstrategien oder ihre sinnvolle Arbeitsteilung haben – und das ist nicht trivial – allerdings zur Voraussetzung, dass bei Forscherinnen, die vornehmlich in der einen oder anderen Tradition zu Hause sind, ein so weitgehendes Verständnis der Strategien der jeweils anderen Tradition vorhanden ist, dass nicht nur ein sinnvoller Austausch von Ergebnissen, sondern tatsächlich eine sinnvolle Verknüpfung von Vorgehensweisen und Verfahren möglich sind. Den Beitrag des vorliegenden Buches sehen wir darin, im Bereich neuerer Analyseverfahren ein Mittel zur Verfügung zu stellen, das Forschenden dabei hilft, derartige (Grund-)Kenntnisse zu erwerben.

4. Verwendungsmöglichkeiten dieses Bandes und seine Zielgruppen

Methoden sind immer nur Mittel zum Zweck und müssen daher in Abhängigkeit von konkreten Forschungsvorhaben gewählt werden. Wir haben in den vorangegangenen Abschnitten die Rolle, die die Kriterien guter Forschung bei der Überwindung des Methodenschismas spielen können, unterstrichen. Darüber hinaus haben wir auf die Notwendigkeit hingewiesen, sich mindestens in Ansätzen mit der jeweiligen „anderen“ Kultur zu befassen, nicht zuletzt, um eine informierte Auswahl problemadäquater Methoden leisten zu können. Aber die Ausweitung der Beobachtungsperspektive, Arbeitsteilung oder sogar Verknüpfung von Vorgehensweisen und Verfahren bis hin zur vielleicht möglichen wechselseitigen Validierung der Ergebnisse sind hehre Ziele. Wie und wem kann der vorliegende Band bei der Erreichung dieser Ziele helfen?

Dieses Handbuch erfüllt für die Leserinnen und Leser im Wesentlichen drei Aufgaben: (1) Es trägt dazu bei, einen schnellen Überblick über neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren und deren vielfältige praktische Anwendungsmöglichkeiten zu gewinnen. (2) Es unterstützt dadurch gleichzeitig die Entwicklung der Kompetenz zur kritischen Lektüre empirischer Texte, deren Ergebnisse unter Nutzung der hier vorgestellten Verfahren hervorgebracht wurden. (3) Schließlich ermöglicht es durch die überblicksartige Darstellung der einzelnen Methodenkapitel die informierte Auswahl geeigneter Verfahren und erleichtert damit den Einstieg in eine eigene Analyse. Die Ausstattung aller Beiträge mit Anwendungsbeispielen sowie die Bereitstellung darauf bezogenen Online-Materials (siehe beiliegende Registrierungskarte) sollen die direkte praktische Umsetzung unterstützen. Auf der Basis dieses Buches kann es aber immer nur um erste Schritte, um das grobe Prüfen der Eignung einer Methode, gehen. Ist die Entscheidung für ein Verfahren einmal gefallen, dann führt an der Lektüre der in den Beiträgen kommentierten weiterführenden Literatur kein Weg vorbei.

Das potenzielle Publikum des Bandes ergibt sich aus den eben genannten Zielen: methodisch interessierte Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler einschließlich Studierender, die sich an Universitäten und weiteren Forschungs- und Bildungseinrichtungen sowie in Politik und Verwaltung, aber auch in der Wirtschaft befinden. Die weitgehende Ausrichtung der Beispiele auf politikwissenschaftliche Forschungsfragen wie auch die

Zusammensetzung der Autorenschaft verweisen darauf, dass sich dieses Buch in erster Linie an Politikwissenschaftler und Politikwissenschaftlerinnen wendet.

5. *Aufbau und Inhalt des Buches*

Das vorliegende Buch gibt einen Überblick über neuere Verfahren der Analyse sowohl standardisiert als auch nichtstandardisiert erhobener Informationen für politikwissenschaftliche Anwendungen. Als „neue“ Verfahren verstehen wir dabei sowohl tatsächliche Neuentwicklungen der letzten zehn bis fünfzehn Jahre als auch Verfahren, die zwar älteren Ursprungs sind, aber erst in jüngerer Zeit in der (deutschsprachigen) Politikwissenschaft angewendet wurden. Als Universum aller möglicher Verfahren dienten uns dabei in erster Linie die Einträge in der neuesten verfügbaren Enzyklopädie sozialwissenschaftlicher Methoden (Lewis-Beck et al. 2003). Für alle auf Auswertungsverfahren bezogenen Einträge wurde geprüft, ob sie den oben genannten Kriterien entsprechen. So entstand eine umfangreiche Liste neuer Verfahren, für die wir Autorinnen und Autoren in der deutschsprachigen Politikwissenschaft oder weiteren Sozialwissenschaften gesucht haben. Leider ist uns dies nicht für alle u.E. darstellenswerten Verfahren gelungen.

Alle Beiträge folgen einer einheitlichen Struktur. Sie beginnen mit einer Kurzdarstellung (Abschnitt 1), also einem Steckbrief des vorzustellenden Verfahrens, in dem knapp umrissen wird, um welches Verfahren es sich handelt, im Kontext welcher wissenschaftlichen Debatten es relevant ist und für die Analyse welcher Art von Fragestellung es sich eignet bzw. bisher angewandt wurde. Diese Darstellungsweise ermöglicht es, schon beim Überfliegen einen Eindruck davon zu bekommen, ob ein bestimmtes Verfahren relevant für die eigene Forschungsarbeit sein könnte. Die Lektüre der Kurzdarstellungen erleichtert außerdem die Gewinnung eines Überblickes über Neuentwicklungen jenseits des eigenen methodischen Tellerrandes. So können hoffentlich Gelegenheiten für die Verknüpfung der je spezifischen Stärken der verschiedenen Forschungstraditionen entdeckt und kann damit ein Beitrag zur Überwindung des bereits mehrfach diskutierten Methodenschismas geleistet werden.

Im Hauptteil jedes Kapitels (Abschnitt 2) wird der theoretische Bezugsrahmen eines Verfahrens erläutert, dessen Kernbegriffe oder -konzepte werden eingeführt und das mögliche Ziel der Analysen dargestellt. Zudem wird der Auswertungsprozess selbst in wesentlichen Elementen beschrieben. Dieser Abschnitt ist besonders relevant für Leserinnen und Leser, die mit dem Gedanken spielen, diese Methode einmal anzuwenden. Der Hauptteil schließt mit einer kritischen Reflektion über Möglichkeiten und Grenzen des Verfahrens.

Im Anwendungsbeispiel (Abschnitt 3) wird der Einsatz der Methode an einem Beispiel aus der politikwissenschaftlichen Forschung verdeutlicht. Dieser Abschnitt ist besonders relevant für die Entscheidung, ob eine Methode zur eigenen Forschungsfrage passt oder nicht. Um die Lektüre der Beispiele zu unterstützen und erste Eindrücke zu konkreten Anwendungsschritten zu vermitteln, sind zu jedem Kapitel Übungsdaten, kommentierte Syntax-, Log- oder Do-Files für statistische sowie Analyse- und Codierbeispiele für interpretierende Verfahren online (siehe beiliegende Registrierungskarte) bereitgestellt, um die Anwendungsbeispiele unmittelbar replizieren zu können. Zu einigen Methoden werden außerdem im Online-Anhang ergänzende Erläuterungen zu den Verfahren angeboten, die

bestimmte Aspekte aus den Kapiteln vertiefen. Alle Kapitel schließen mit kommentierten Literaturempfehlungen (Abschnitt 4) zum jeweils vorgestellten Verfahren.

Wir möchten betonen, dass die knapp gehaltenen Kapitel immer nur eine erste Orientierung darstellen können, die den Leserinnen und Lesern einen Überblick über neue Verfahren ermöglicht. Sie sind nicht geeignet, die spezielle Methodenliteratur zum jeweiligen Verfahren zu ersetzen.

Um über den systematischen Aufbau der Beiträge und die Kurzdarstellungen hinaus das Finden eines für eine Forschungsfrage geeigneten Analyseverfahrens zu erleichtern, wurden alle im Buch vertretenen Verfahren in der folgenden tabellarischen Synopse zusammengefasst. Mit dieser Synopse haben wir den Versuch unternommen, jedes Verfahren auf sieben Dimensionen einer bestimmten Eigenschaft zuzuordnen. Diese Dimensionen und ihre Ausprägungen sind hier erläutert. Die einzelnen Verfahren unterscheiden sich:

- in ihrem *Theoriebezug*. Wir fragen daher, ob ein Verfahren eher zur Theorieprüfung oder zu ihrer Entdeckung eingesetzt werden kann.
- in ihrem *Kausalbezug*. Wir fragen daher, ob Kausalität über das detaillierte Nachzeichnen kausaler Mechanismen etabliert (*causal process observation*) oder ob (theoretisch unterstellte) Kausalität mit der Hilfe von Korrelationen auf ihr allgemeine Gültigkeit überprüft werden soll (*data set observation*).
- in ihrem *Zeitbezug*. Wir fragen daher, ob ein Verfahren eher zur Analyse statischer oder dynamischer Phänomene geeignet ist.
- in dem *Aggregationsniveau* der Analyseeinheiten. Wir fragen also, ob mit einem Verfahren Daten der Mikroebene der Individuen und/oder eher der Makroebene gesellschaftlicher Aggregate untersucht werden können.
- in der *Fallzahl*. Wir fragen daher, ob mit einem Verfahren üblicherweise viele Analyseeinheiten (N) simultan analysiert werden können, oder ob das Verfahren eine Einschränkung auf wenige Untersuchungsfälle oder Einzelfallstudien notwendig macht (n).
- in der *methodischen Reichweite*. Wir unterscheiden daher (a) spezielle Verfahren (etwa „Prozessanalyse“); (b) Modellklassen (etwa „Panelanalyse“), also eine Gruppe von Verfahren, die auf derselben Grundidee aufbauen; (c) eigenständige Ansätze, also eine analytische Vorgehensweise, die auf einem eigenständigen methodischen Zugang zu den Daten beruht (etwa „Qualitative Comparative Analysis und Fuzzy Sets“ oder „Biographieforschung“).¹ Daneben unterscheiden wir (d) grundlegende Entwürfe für Forschungsdesigns (etwa „Grounded Theory“) und (e) Verfahren, die in erster Linie zur Korrektur von Datenbesonderheiten verwendet werden, aber kein eigenständiges Analyseverfahren sind (etwa „Multiple Imputation“).
- in der Art der *Datenerhebung*. Wir fragen daher, ob sich ein Verfahren zur Analyse standardisiert oder offen erhobener Daten eignet.

1 Was die Eigenständigkeit eines methodischen Zugangs ausmacht, wird im Beitrag „Bayesianische Datenanalyse“ in Abgrenzung zu dem unser Verständnis von Statistik noch gemeinhin prägenden frequentistischen Ansatz deutlich.

Stichwort	Theoriebezug		Kausalbezug		Zeitbezug		Aggregationsniveau		Fallzahl		Reichweite					Datenerhebung	
	Prüfung	Entdeckung	Korrelation	Mechanismen	statisch	dynamisch	Mikro	Makro	n	N	spez. Verfahren	Modellklasse	Ansatz	Design	Korrektur	standardisiert	offen
Abduktion	-	-		X	-	-	X	X	X	X				X		X	X
Agent-Based Modelling		X		X	X	X	X		X	X			X			-	-
Bayesianische Datenanalyse	X		X		X	X	X	X	X	X			X			X	
Biographieforschung	X	X		X		X		X		X		X					X
Bootstrap und Jackknife	-	-	-	-	X		X	X		X				X		X	
Computergestützte qual. Inhaltsanalyse	X	X	X		X	X	X	X	X	X			X				X
Dekonstruktion		X	-	-	X	X	X		X				X				X
Diskursanalyse	X	X		X		X	X		X				X				X
Ereignisdatenanalyse	X	X	X			X	X			X	X					X	
Ethnographische Politikforschung		X		X		X	X		X				X				X
Faktorieller Survey	X		X		X		X		X	X				X		X	
Grounded Theory		X	X	X	X	X	X	X	X					X			X
Item-Response Modellierung		X	X		X	X	X	X		X						X	
Mehrebenenanalyse	X		X		X	X	X	X		X						X	
Mischverteilungsmodelle	X		X		X		X			X						X	
Modelle diskreter Entscheidungen	X		X		X		X			X	X					X	
Multiple Imputation	-	-	-	-	X		X	X		X				X		X	
Nicht- und semiparam. Regression	X	X	X		X		X	X	X	X			X			X	
Ökologische Inferenz	X		X		X			X		X						X	
Panelanalyse	X		X			X	X	X		X						X	
Propensity Score Matching	-	-	X		X		X			X	X					X	
Prozessanalyse	X	X		X		X	X	X	X		X						X
Qualitative Comparative Analysis	X	X	X	X	X	X	X	X	X				X				X
Qualitative Netzwerkanalyse	X	X		X	X	X	X	X	X					X			X
Räumliche Regressionsmodelle	X		X		X	X		X				X				X	
Schätzer für komplexe Stichproben	-	-	-	-	X	X	X			X					X	X	
Selektions- und Ecklösungsmodelle	X		X		X		X			X					X	X	
Sequenzanalyse		X		X		X	X		X				X				X
Wissenspolitologie	X	X		X	X	X	X		X				X				X

Die getroffenen Unterscheidungen sind selbstverständlich als idealtypisierend zu verstehen. In wenigen Fällen, wenn uns eine eindeutige Zuordnung als gar nicht vertretbar erschien, wurde ein Verfahren mehreren Ausprägungen einer Dimension zugeordnet. Einige Verfahren können keiner Kategorie einer Dimension zugeordnet werden. So gilt für alle Korrekturverfahren, dass es wenig sinnvoll ist zu markieren, ob sie theorieprüfend oder theorieentdeckend eingesetzt werden. In diesen Fällen wurde für alle Kategorien dieser Dimension ein „–“ eingetragen.

Neben der Synopse können die einzelnen Kapitel über den Index am Ende des Bandes erschlossen werden. Dieser Index baut auf Schlüsselbegriffen der einzelnen Analyseverfahren auf.

6. Literatur

- Adcock, Robert/Collier, David*, 2001: Measurement Validity: A Shared Standard for Qualitative and Quantitative Research. *American Political Science Review* 95: 529–546.
- Adorno, Theodor*, 1973: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuchverlag.
- Blumer, Herbert*, 1973: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. Reinbek: Rowohlt.
- Brady, Henry/Collier, David* (Hg.), 2004: Rethinking Social Inquiry. Diverse Tools, Shared Standards. Lanham: Rowman and Littlefield.
- Brady, Henry/Collier, David/Seawright, Jason*, 2004: Refocusing the Discussion of Methodology. In *Brady, Henry/Collier, David* (Hg.), Rethinking Social Inquiry. Diverse Tools, Shared Standards, Lanham: Rowman and Littlefield. S. 3–20.
- Brady, Henry E.*, 2004: Doing Good and Doing Better: How Far Does the Quantitative Template Get Us? In *Brady, Henry E./Collier, David* (Hg.), Rethinking Social Inquiry. Diverse Tools, Shared Standards, Lanham: Rowman and Littlefield. S. 53–68.
- Denzin, K., Norman*, 1970: The Research Act. Chicago, Ill.: Aldine.
- Denzin, K., Norman*, 1989: Interpretive Interactionism. Newbury Park: Sage.
- Eberle, Thomas S.*, 2005: Promoting Qualitative Research in Switzerland. *Forum Qualitative Sozialforschung* (Online-Journal) 6.
- Flick, Uwe*, 2004: Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul/Zeisel, Hans*, 1975: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuchverlag.
- Kelle, Udo*, 2001: Sociological Explanations between Micro and Macro and the Integration of Qualitative and Quantitative Methods. *Forum Qualitative Sozialforschung* (Online-Journal) 2.
- Kelle, Udo*, 2004: Die Überwindung des Methodendualismus in der empirischen Sozialforschung. Handlungs-theoretische und methodologische Grundlagen einer integrativen Methodenlehre (unveröffentlichtes Manuskript).
- King, Gary/Keohane, Robert/Verba, Sidney*, 1994: Designing Social Inquiry: Scientific Inference in Qualitative Research. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Kriz, Jürgen*, 1981: Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Stuttgart: Teubner.
- Kriz, Jürgen/Nohlen, Dieter/Schultze, Rainer-Olaf*, 1994: Lexikon der Politik, Band 2: Politikwissenschaftliche Methoden. München: C.H. Beck Verlag.
- Lamnek, Siegfried*, 1995: Qualitative Sozialforschung: Methodologie. Band 1. Weinheim: Beltz, 3. Auflage.

- Lewis-Beck, Michael/Bryman, Alan E./Liao, Tim Futing*, 2003: Encyclopedia of Social Science Research Methods. Newbury Park, CA: Sage.
- Mayring, Philipp*, 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zum qualitativen Denken. Weinheim: Beltz.
- Meulemann, Heiner*, 2002: Die empirische Sozialforschung in der soziologischen Ausbildung und der Berufs-praxis von Soziologen. In *Engel, Uwe* (Hg.), Praxisrelevanz der Methodenausbildung, Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften. S. 45–67.
- Ragin, Charles C./Nagel, Joane/White, Patricia*, 2004: Workshop on Scientific Foundations of Qualitative Research. Washington, D.C.: National Science Foundation.
- Reichertz, Jo*, 2005: Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung (Online-Journal) 1.
- Schindler, Delia*, 2006: Grundlagen konstruktivistischen Denkens und ihre Konsequenzen für die Empirie. In *Harders, Cilja/Kahlert, Heike/Schindler, Delia* (Hg.), Forschungsfeld Politik. Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 101–126.
- Seipel, Christian/Riecker, Peter*, 2003: Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Steinke, Ines*, 2000: Kriterien qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Juventa Verlag.